

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 34

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XV. Jahrgang

Bern
22. August 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Alpsee.

Von Adolf Srey.

Ich suchte mir den Pfuhl am Bergseestrand,
Zu häupten herbe Alpenrosenglut.
Der keusche Traum der Mittagsstunde stand
Als Hüter über Buchtengring und Flut.
Des Firmamentes tiefe Bläue hing
Pfadlos gebreitet über Grat und Schnee,
Und durch die schwarzen Wettertarinen ging
Das Herdenläuten nieder an den See.

Die Alpenrose spiegelte am Stad,
Der Sels beschaut seine krause Stirn,
Und zitternd schimmerte im blauen Bad
Die schneebehagne Brust der steilen Forn.—
Ich fuhr empor vom Schlummer. Schwärzlich lag
Der See, der Nebel hastete herein.
Hoch in den Füßen scholl ein Donnerschlag,
Und dräuend hub der Berggeist an zu schrein!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 34

Die Kinder, die sich etwa zu weit hinuntergewagt hatten und hinter den Stachelbeeren hockten und die runden Früchte in die begierigen und durstigen Mäulchen steckten, wurden nicht verjagt. Manche Flasche Wein aus Onkel Daniels Keller mußte Verene murrend hinaufholen, manche Suppe kochte sie nicht für das Fräulein und sich, manches Geldstück schob sich unbemerkt in die Hand einer der müden, kränklichen Frauen, und Susannas Gewissen, einmal aufgewacht, gedachte, seiner Herrin keine Ruhe mehr zu lassen, auch wenn das Spital des Herrn Doktor Bernhard längst fertiggebaut sein sollte. O, Susanna lernte viel in diesen Sommermonaten.

Auf das Kreischen der Gartentür unten am Rain brauchte sie nicht mehr zu warten. Oft, nur allzu oft drehte sie sich in ihren Angeln, um Neugierige einzulassen oder Leute, die auf irgendeine Weise am Bau teilnahmen oder sich daran beteiligen wollten, sei es durch die Tat oder durch das Anpreisen irgendeiner Ware, die sie dem Architekten oder dem Bauherrn vorzulegen gedachten.

Die Haustür aber und die Hintertür erst recht blieben den ganzen Tag geschlossen, denn, behauptete Verene ein wenig giftig, wenn auch das Fräulein Susanna dafür gesorgt habe, daß Lumpengesindel genug den Rosenhof unsicher mache, so sorge doch nur sie, Verene, dafür, daß sich keiner mit langen Fingern oder mit Ungeziefer — Gott behüte uns davor — ins Haus wage.

Ein großer Hofhund, vor dem sich die Bewohner des Hauses mehr fürchteten als die Fremden, bewachte die Rosenterrasse und den Hof. Die Gärtnerleute mußten Wiesen

und Gartenweg um das Stöcklein herum im Auge haben, und Christian hatte die Gegend beim Gartenhaus zu hüten.

Ach nein, für Lumpengesindel hatte man im Hause der Frau Ursula nie etwas übrig gehabt. Es war genug, daß man einen Lumpen und Bagabunden im Hause hatte, der kaum mehr zu bändigen war. Verene machte die Faust hinter ihm her, wenn er wieder einmal mit krummem Rücken, sich links und rechts um sehend, leise zur hinteren Tür hinausschlüchtl, dem grünen Gartenzaun entlang, und unten durch ein Loch in der Hecke entwischte.

Susanna wußte von diesen fluchtartigen Ausflügen, die alle auf dieselbe Weise endeten. Sie seufzte unter der doppelten Last, die der Vater ihr auferlegte.

Für ein bittendes Wort hatte er ein Verzerren des Mundes, für ein warnendes nur Hohn, für die Teilnahme bei seinen Anfällen eine aus Selbstverachtung und Mißtrauen geschmiedete Abwehr.

Aber auch er nahm Anteil am Bau. Stundenlang saß er oben und sah den Arbeitern zu. Als ob ihre Arbeit ihn ermüde, als ob die brennende Sonne, in der sie hämmerten, hoben, trugen, ihn zum Glühen brächte, als ob er ihren Durst erleiden müsse, so seufzte er und wand sich im Schatten, in dem er an einem Baumstamm gelehnt saß, bis endlich der Rest von Willenskraft von Gier und Schwäche aufgezehrt war und er sich an den Arbeitern vorüber in den „Roten Stern“ schlüchtl, dessen Schild irgendwo an der oberen Landstraße über einer Tür baumelte. Von dort holte ihn der Wärter oft zurück. Da er aber Springer

nicht an eine Kette legen konnte, entsprang er ihm immer und immer wieder.

In den allerleidesten Tagen aber hatte er sich oft um Susanna herumgetrieben. Er setzte sich auch wohl zu ihr auf die weiße Bank, wenn sie doch wieder einmal mit einer Handarbeit dort saß. Sie hatte erstaunt aufgesehen, als der Vater sich bei ihr niederließ. Was wollte er? Wollte er Geld? Hatte er etwas vor?

Springer sprach wenig. Er seufzte hier und da, fasste auch etwa nach Susannas Hand und murmelte ein paar Worte vor sich hin, die seine Tochter nicht verstand.

„Wünschtest du etwas, Vater?“ Soll ich dir etwas holen?“ fragte sie endlich. „Hast du einen Wunsch?“ Er schüttelte den Kopf.

„Bist du glücklich, Susanna?“ fragte er plötzlich und sah ihr ins Gesicht. Nach ihrer Weise wurde sie langsam dunkelrot.

„Du bist es nicht“, sagte er und zeichnete mit dem Stock Figuren in den feinen Kies vor der Bank. Sie streckte die Hand aus, um ihm Schweigen zu gebieten. Er aber fasste die Hand, drückte sie und sagte: „Sei nur ruhig. Du wirst noch glücklich werden. Und ich danke dir für alles, Kind.“ Bald danach stand er auf. Nun fasste auch Susanna ihres Vaters Hand. Er zitterte und drückte die ihre einen kurzen Augenblick. Dann ging Springer langsam und gebückt den gewundenen Weg hinunter auf den Hof und ins Haus.

Am nächsten Tag, ungefähr um die Mittagszeit, trat der Wärter zu ihr und fragte, ob sie den Herrn Springer nicht gesehen habe. Er hätte, nach einer öfters wiederholten Weise, ihn nicht mit dem Frühstück hereingelassen und auch keine Antwort gegeben. Nun habe der Wärter vorhin zu dem angelehnten Fenster hineingeschaut, aber Herr Springer sei nicht im Zimmer.

Susanna erschrak. Der Vater hatte gestern so sonderbar sich benommen. Er war so weich gewesen. Was mochte er treiben.

Sie sandte den Wärter nach ihm aus, ebenso Christian. Sie fragte Verene und die Gärtnerleute, stieg zur Bank hinauf und suchte den Vater im Wäldchen. Keiner der Arbeiter hatte ihn gesehen. Da er aber oft stundenlang, ja einen ganzen Tag und sogar in der Nacht nicht nach Hause gekommen, ging die Tagesarbeit ihren Gang.

Aber bis spät in die Nacht hinein wachte man auf dem Rosenhof. Der Schein der Lichter fiel bis hinaus auf den Rain. Aber keine dunkle Gestalt trat unversehens in die Helle, niemand kam schwankend und seufzend den Rain hinan und torkelte in den Flur mit den roten Fliesen und in das Zimmer zu ebener Erde, niemand fiel schwer in den Kleidern auf das Bett oder das Sofa oder auch zu Boden, wie's eben kam. Es blieb alles still.

Verene ging mit einem Tuch um den Kopf im Garten herum und suchte hinter jedem Busch und jedem Baum. Sie leuchtete mit der Stallaterne sogar hinter das Gartenhaus und im Holzhaus herum. Mit grauen Strähnen und dem von unten hell beleuchteten vorspringenden Kinn und der spitzen Nase sah sie gespenstisch aus, und Christian, der ebenfalls im Garten herumsuchte, schüttelte erschrocken den Kopf, als er sie sah.

Endlich erloschten die Lichter, und die Bewohner des Rosenhofes vertrösten sich auf morgen.

Es wurde Mittag, und Springer war noch nicht da. Am Nachmittag brachte der Postbote einen Brief, der Springers Handschrift trug und den Poststempel eines kleinen Dorfes in der Nähe der Hauptstadt aufwies. Susanna las:

„Liebe Susanna, es ist Zeit, daß ich Dich und mich selbst von mir befreie. Ich gehe, und Ihr könnt aufatmen auf dem Rosenhof. Verzeih' daß ich Dir auch diesen Schred nicht erspare. Es ist der letzte. Sucht mich nicht, ich sorge dafür, daß Ihr mich nicht findet. Gönne mir die Ruhe und verzeih mir, Susanna. Grüße Deine Schwester. Euer Vater.“

Susanna sah starr auf den Brief. Auf dem Umschlag waren kleine, schmückige Fingerabdrücke. Das Schreiben mußte durch ein Kind erst heute eingeworfen worden sein.

Was war das? Was bedeutete das? Susanna las den Brief zitternd zum zweitenmal und begriff. Hastig riß sie an dem rosengestrichenen Glockenzug, der immer noch dahing, und Verene kam. Sie erschrak, als sie das verstörte Gesicht des Fräuleins sah, die ihr den kurzen Brief reichte und kein Wort sagte.

„Der Doktor Bernhard ist oben beim Bau, ich habe ihn über den Hof gehen sehen“, sagte Verene hastig. „Ich will ihn holen.“ Susanna nickte. Bernhard schien ihr der einzige Mensch zu sein, zu dem sie in der Not flüchten mußte.

Verene rannte die Treppe hinab und über den Hof, wo Christian den Wagen mit einem Riesenschwamm wusch.

„Schnell, Christian, hol' den Doktor Bernhard!“ rief die alte Magd und zeigte mit dem Finger nach oben.

„Ist er zurückgekommen?“ schrie Christian schon im Laufen. Es kam keine Antwort. Verene saß auf einem der Gartenstühle, denn ihr war übel geworden vor Schred. „Das hat man nun davon“, sagte sie laut vor sich hin. „Das muß einem nun auf Frau Schwendts Rosenhof passieren.“

Schon kamen in langen Sprüngen Bernhard und Christian vom Wäldchen her.

„Was ist? Was gibt's?“ rief Bernhard Verene zu. „Ist das Fräulein krank?“

„Der Springer ist fort, er hat sich sicher das Leben genommen!“ rief Verene, und ihre Kiefer schlugen aufeinander.

Alle drei gingen ins Haus. Christian blieb unten, Verene stieg aber hinter Bernhard die Treppe hinauf. Doch schloß er ihr die Türe vor der Nase zu, als Susanna „Herein!“ gerufen. Verene hielt die Hand ans Ohr und horchte. —

Sie hörte nichts. Das Knistern von Papier. Dann Bernhards Stimme: „Arme Susanna.“ Dann wieder nichts. Lange war es ganz still im Zimmer. Dann kamen feste Schritte gegen die Türe, und Verene machte sich an den Geranien am Fenster zu schaffen.

„Lassen Sie den Wärter kommen, Verene!“ rief Bernhard aus der Türe. Er ging zu Susanna zurück, die weder weinte noch jammerte, aber wie geistesabwesend am Fenster stand.

Bernhard trat zu ihr. Sie sah ihn so angstfüllt und so vertrauend an, daß Bernhard ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nahm und ihr wie einem Kind über die Locken strich. Sie hielt still. Die warmen Hände bannten

das Entsetzen und die Aufregung. Sie hätte die Hände festhalten mögen, aber sie rührte sich nicht.

„So streicht er auch Klärchen übers Haar, dachte sie, und von einer unmerklichen Bewegung gezwungen, fielen die Hände.“

„Arme Susanna“, sagte Bernhard wieder.

„Was wollen wir tun?“ fragte sie hastig. „Wir müssen ihn suchen. Wir müssen telegraphieren...“

„Das werde ich alles besorgen. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern.“

Sie nickte dankend. „Nun bin ich wieder ganz allein“, sagte sie. „Ein Band war doch zwischen ihm und mir. Das ist nun zerrissen. Bin ich schuld daran, Bernhard?“ Sie merkte es nicht, daß sie ihn beim Namen nannte, und sah es nicht, daß seine sonnigen Augen aufleuchteten. Aber er antwortete nur auf ihre Frage:

„Sie, Susanna, schuld daran? Nicht wahr, so vernünftig sind Sie, sich auch in aufgeregten Zeiten nicht mit aus der Luft gegriffenen Vorwürfen zu quälen? Sie haben mehr als ihre Pflicht getan. Niemand konnte ihm mehr helfen. Und wenn er überwunden hat... so hat er Ruhe gefunden.“

„Man muß ihn aber suchen!“ rief Susanna angstvoll. „Vielleicht lebt er.“ Da kam Christian mit dem Wärter. Bernhard gab den beiden verschiedene Anweisungen, die sie teils auf die Polizei, teils zur Post führten. Verene wartete draußen.

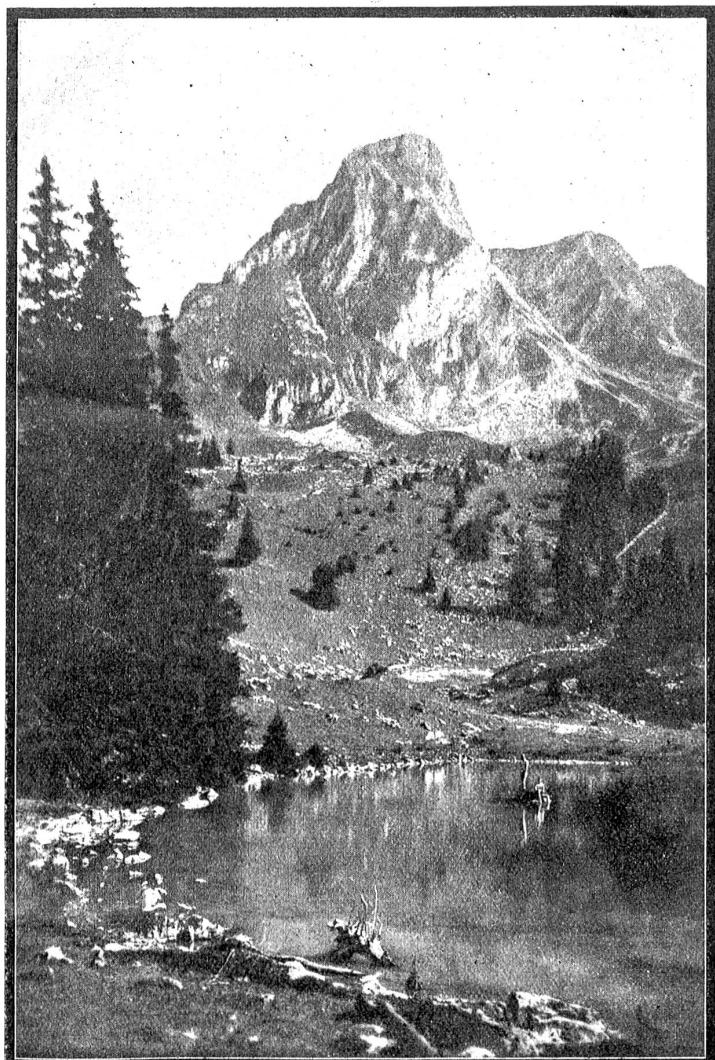
„Christian“, sagte sie, „das alles hätte ich Ihnen vorher sagen können. Vorgestern, der Herr Springer war noch im Haus, pißte ein schwarzer Vogel an das Fenster der Gärtnerin, und gestern hat sie den Totenwurm gehört. Da stand der Tod schon bereit, wir hörten ihn nur nicht gehen.“

„Warum haben Sie es denn nicht wirklich vorher gesagt?“ forschte Christian.

„Weil man uns doch nicht geglaubt hätte“, sagte Verene überlegen. „Und wissen Sie, Christian, es mag für das Fräulein Susanna sicher schwer sein, und der Schreck beim Lesen des Briefes sitzt mir noch in den Knochen. Eine Kleinigkeit ist so etwas nicht, ich geb's zu; aber einen Vater haben, der als Dieb anfängt, als Spieler und Säufer weitermacht und als Selbstmörder endet, das ist schon ein Schicksal. Für uns ist es gut, daß er tot ist. Nun hat die Sache ein Ende, die doch mit Angst und Schrecken geschlossen hätte. Was die Frau Ursula sagen würde, wußte sie, daß auf dem Rosenhof ein Selbstmörder aufgebahrt würde? Sie drehte sich im Grabe um.“

„Man hat ihn ja noch gar nicht gefunden und findet ihn vielleicht gar nicht“, schallt Christian. „Die Frau Schwendt kann ruhig in ihrem Grabe liegen bleiben, auf welcher Seite sie will. Aber das ist sicher, daß in so dünnen Weibern, wie Sie eines sind, Verene, das Herz nicht mehr Platz hat.“ Brummend ging er davon, und Verene wünschte sich Glück, daß sie sich nie in ein Verhältnis engelassen hatte mit solchem Grobian, auch damals nicht, als Christian von dem Ehepaar Schwendt so schön geerbt.

Die Polizei suchte weit im Land herum, aber Springer wurde nicht gefunden. Alle Nachforschungen blieben er-



Das Gantristseeli.

(Phot. H. Gatteler.)

folglos. Es war nicht zu ermitteln, ob er das Land verlassen oder tot sei. Viele wollten daran nicht glauben.

Susanna selbst war nicht im Zweifel darüber, daß ihr Vater aus dem Leben gegangen sei. Über die Gewissheit fehlte, und so stellte sie sich ihn doch stets lebend vor.

Die wenigen Minuten, die er neben ihr auf der weißen Bank gesessen am Tage vor seiner Flucht, genügten, um ihn ihr in einem verklärenden, mildernden Licht zu zeigen. Sie war ihm dankbar, daß er es ihr erspart, das Grauen, das das Auffinden eines Leichnams mit sich bringt, erleben zu müssen. Sie war ihm auch dankbar, daß er sie im Unklaren gelassen, was er vorhatte. So war es ihr möglich zu denken, daß er noch lebe, vielleicht in irgend einer Anstalt, vielleicht unter der Hand eines gewissenhaften Hüters. Sie trug keine Trauerkleider. Ihrer aufrichtigen Natur widerstrebe es, Trauer zur Schau zu tragen, die viel größer gewesen, als sie den Vater noch täglich vor Augen hatte und in Krankheit und Trunkenheit zugrunde gehen sah.

Mochte sie sich den Vater aber lebend, oder tot vorstellen, es geschah beides mit Schmerz. Ihr Haus kam ihr einsamer und leerer vor als je.

Verene gab sich viel Mühe um ihr Fräulein. Sie fand, daß sie für einen jungen Menschen gar zu viel durchzumachen



Malayenansiedlung (Kampong).

habe, und versuchte, sie zu trösten mit dem Hinweis, daß nun doch ein großes Aergernis aus der Welt geschafft sei und daß man, und vor allem das Fräulein Susanna selbst, aufatmen könne, und daß der liebe Gott sich des Unglücklichen sicher erbarmt habe, wenn er auch noch so viel auf dem Kerbholz gehabt.

Aber nicht nur mit Worten, auch mit der Tat suchte Verene Susanna zu erfreuen und kochte ihr der Reihe nach alle ihre Lieblingsspeisen. Und wenn Susanna sagte: „Verene, du verwöhnst mich“, so stand die Alte mit aufgestemmt Armen unter der Türe, und ihr braunes, dürres Gesicht verzog sich zum Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Arbeitsvolk in Ostindien (speziell Sumatra/Java.)

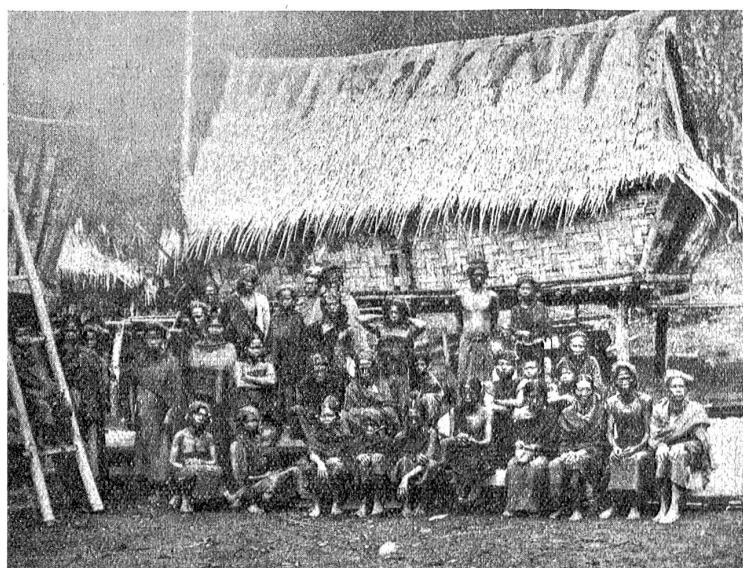
Von Karl Schorno, alt Oberingenieur. (Schluß)

Die Arbeitsverhältnisse in Ostindien bis 1860 glichen der Sklaverei und von da bis Ende des Jahrhunderts der Halbsklaverei. Nur allmählich brachen sich unter enormen Schwierigkeiten andere Arbeitsmethoden durch, nachdem das Arbeitsvolk allmählich erwachte und der Ausbeutung und der unwürdigen Behandlung nicht mehr länger ausgesetzt sein wollte, wozu die verhängnisvolle Mac Kinley Bill von 1892 (Verdrei-fachung der Zölle nach Amerika) mitbestimmend war. Es sank durch den Ruin einer großen Zahl Tabakplantagen die Produktion von 250,000 Ballen auf 80,000. Man gelangte zur Erkenntnis, daß außer Tabak noch andere Kulturen gepflegt werden sollten, da eine einseitige Kultur einem Lande zum Verhängnis werden kann, wie z. B. in der Schweiz die Urenindustrie und die Hotellerie.

Es existieren zurzeit nur noch 80 Tabakunternehmungen, dagegen allein gegen 130 Rubber-Kulturen (Gummi). Was mich und die andern Pioniere insbesonders interessiert, ist der Umstand, daß die Arbeiterfrage in sozialpolitischer Richtung im 20. Jahrhundert eine höchst erfreuliche Neuordnung erfahren hat, deren Resultate aus der im Jahre 1918 erschienenen Zürcher-Dissertation des Pier Endt aus Buitenzorg (Java), betitelt: „Die Arbeiterverhältnisse in Niederländisch Ostindien mit besonderer Berücksichtigung der O. R. von Sumatra“ ersichtlich sind.

In sehr ausführlicher Art und Weise werden von Beginn des 19. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart die Gesetzes- und Arbeitsverfassungen von der Sklaverei nebst den verschiedenen Kuli-Ordonnanzien und Arbeiter-Verträgen von 1880/1915 und die Arbeiterverhältnisse in Deli 1915/1918 illustriert. Von größter Wichtigkeit war die Gründung der Arbeitsinspektion nach dem Vorbilde der Fabrikinspektion in Europa. Über die Verhältnisse in Deli wurde die Offenlichkeit 1903 durch einen Prozeß in London seitens eines ungerechtfertigt entlassenen Plantagenverwalters aufgeklärt, worin der Britisch-Deli-Company die Umgehung und systematische Misshandlung der Arbeiterschaft vorgeworfen wurde. Das Unternehmertum ignorierte die Gesetze, die Behörden wurden am Gängelbande herumgeführt und von diesen die abweichende Beachtung der Gesetze durch eifrige Handlangerdienste unterstützt, wie z. B. die Unterdrückung der Desertion der Kulis und die Verweigerung kurzfristiger Arbeitskontrakte. Die Interpretation der Gesetzesvorschriften, welche die Unternehmer den Behörden stets zu ihren Gunsten aufzudrängen suchten, führten immer mehr zu Klagen, speziell über die Misshandlung der Arbeiter an der Ostküste.

Endlich stand ein Mann auf, um durch ein heftiges, ehrliches Wort die Regierung und die Arbeitgeber zur Verantwortung zu ziehen. Dieser Mann war Dr. jur. J. van den Brand, Rechtsanwalt in Medan (Deli), welcher mit glühender Empörung in Broschüren 1904/1907 „Die Millionen aus Deli“, die Tatsachen der nach Abhilfe schreienden Missstände aus eigener Erfahrung ans Tageslicht zog und die unerhörten Zustände in den Arbeiterverhältnissen auf den Plantagen aufdeckte. Die öffentliche Meinung in Indien wie in Holland wurde wachgerufen und die Regierung zum endlichen Eingreifen gezwungen. Van den Brand beharrte auf der Veranstaltung einer gründlichen Enquête, wohl wissend, daß die Herren Richter, Residenten u. c. mit den reichen Pflanzern befreundet und deshalb parteiisch waren. Wenn ein Beamter versehzt wird, überboten die Pflanzer sich bei der Versteigerung des beamtlichen Mobiliars aus lauter Dankbarkeit für seine beständige „Mitwirkung“. Der Erlös erreichte gewöhnlich ganze Vermögen, je nach Rang und Beliebtheit des Wegziehenden. (Richtig, der Verf.) Den Angriffen der Gegner trat van den Brand schlagfertig entgegen, als man den aussichtslosen Versuch machte, gegen ihn ein



Bevölkerung eines Malayenkampongs.